

ERFAHRUNGEN

Lisa Brönnimann

NIEMANDS KINDER

Verdingt und verachtet
Meine Kindheit
in der Schweiz



BASTEI ENTERTAINMENT 

Dann steht der Bauer auf, stapft in die Wohnstube, und die Stimmung verändert sich. Rasch legt die Bäuerin das Strickzeug in den Korb.

»Ist der Bub noch nicht da?«, fragt der Bauer und klingt wütend. Ich habe Angst vor ihm, entsetzliche Angst. Obwohl er mich gar nicht meint, hebe ich reflexartig den Arm vor mich.

Adrian ist nachmittags in der Schule. Wenn er zurück auf den Hof kommt, muss er sofort im Stall helfen. Er muss die Kühe melken, ausmisten, füttern. Und sobald er von der Käserei zurückkommt, werden die Milchkannen gereinigt. Jetzt, im Winter, sind seine Hände rot und aufgerissen vom kalten Wasser des Brunnens und der Kälte.

Oft fehlt er in der Schule. Unsere Verdingeltern geben dann Bescheid, dass der arme Bub krank ist. Doch er ist nicht krank, er hat überall Blessuren und Wunden von den Schlägen des Bauern. Der Lehrer bringt meistens die Aufgaben zum Hof, sodass Adrian den Stoff nacharbeiten kann. Leise stöhnend sitzt er dann auf der Bank in der Küche und versucht die Schmerzen zu ignorieren, aber das Sitzen fällt ihm schwer.

Als ich abends ins Bett gehe, glaube ich nicht daran, dass wir wirklich neue Kleidung kaufen werden. Es wäre zu schön, um wahr zu sein.

Doch am nächsten Tag nimmt mich die Bäuerin an die Hand, geht mit mir zum Postauto. Wir fahren in die Stadt. Wir steigen aus dem Postauto und gehen zum Ufer eines Sees. Mein Herz geht auf. Dort hinten sehe ich Weinberge.

»Ist das Gland?«, frage ich voller Sehnsucht.

»Du Dummerchen.« Die Bäuerin lacht. »Das ist doch der Bielersee und nicht der Genfer See. Gland ist ganz weit weg.«

Ich beiße mir auf die Lippe, schlucke meine Enttäuschung hinunter.

Sie nimmt meine Hand, und wir gehen einkaufen. Nein, aussuchen darf ich mir die Sachen nicht, das tut sie. Warm sollen sie sein und zweckmäßig, und natürlich sollen sie nicht zu viel kosten. Aber das ist mir alles egal. Zwei Pullover bekomme ich, eine Manchesterhose, zwei Schürzen, neue Unterwäsche, Winterstiefel und als Krönung einen grauen Filzmantel mit roten Knöpfen und einem roten Gürtel. Ich mag ihn nach der Anprobe gar nicht mehr ausziehen, drehe mich wieder und wieder vor dem Spiegel und bewundere mich. So ein fesches und schönes Kleidungsstück hatte ich noch nie.

Vielleicht, denke ich, mögen sie mich ja doch? Ich sehne mich so nach Liebe und Anerkennung! Wie jedes Kind. Meine Mutter ist schlecht, hat mir ihr schlechtes Blut mitgegeben. Doch ich werde mich jetzt noch mehr bemühen, schwöre ich mir, um die Bauersleute nicht zu enttäuschen. Ich will ein gehorsames Kind sein. Anscheinend mögen sie mich ja doch, sonst hätten sie mir diese schönen Sachen nicht gekauft.

»Da haben Sie aber hübsche Sachen für ihre Enkelin erstanden«, sagt die Verkäuferin, die alles in Tüten packt.

»Das ist ein Verdingkind«, sagt die Bäuerin und schüttelt den Kopf. »Wir tun unser Bestes, mein Mann und ich, damit sie es gut bei uns hat. Aber sie wächst wie Unkraut, und gute Kleidung ist teuer. Können Sie nicht etwas am Preis nachlassen?«

Ich höre die Worte, verstehe sie aber nicht. Nur den Sinn, den verstehe ich: Ich bin ein Verdingkind, niemand, den man liebhat. Und ich koste viel Geld.

Tatsächlich kann die Bäuerin die Verkäuferin erweichen und bekommt die Sachen zu reduzierten Preisen. Sie grinst zufrieden, als wir die Taschen nehmen und gehen.

Die Rückfahrt über schweige ich, denke über das Gehörte nach. Ja, dort sind die Taschen mit all den schönen Sachen, die ich nun anziehen darf. Aber sie wurden mir nicht aus Zuneigung gekauft. Oder vielleicht doch? Irgendwo in meinem Herzen bleibt ein kleines bisschen Hoffnung.

Nach dem Abendessen darf ich meine neue Kleidung präsentieren. Stolz gehe ich vor dem Bauern auf und ab. Er verzieht das Gesicht.

»So viele Sachen?«, raunzt er seine Frau an. »Das kostet doch!«

»Ich hab es reduziert bekommen.«

»Trotzdem, braucht sie so einen Mantel?«

»Der Winter ist hart, und ich kann sie ja nicht in Lumpen rumlaufen lassen. Was sollen denn die Nachbarn sagen?«

Er grummelt. »Trotzdem hätte *ein* Paar Schuhe gereicht. Jetzt muss ich schauen, wo ich das Geld wieder hereinwirtschaftete.«

Ich höre ihm an, dass er missmutig ist, verstehe es aber nicht.

»Siehst du, was wir alles für dich tun?«, fragt er mit kalter Stimme. »Du hast dankbar zu sein, respektvoll und fleißig, hast du das kapiert?«

Obwohl ich nicht recht weiß, was er meint, nicke ich.

»Wir sind doch nicht die Wohlfahrt! Ihr seid hier, um euch euren Lebensunterhalt zu verdienen und zu anständigen, fleißigen Bürgern zu werden.«

Ich bin so vernarrt in meine neuen, schönen Sachen, dass mir seine Worte fast gleichgültig sind.

Wer mir beigebracht hat, vor dem Schlafengehen zu beten, weiß ich nicht mehr. Ich tue es einfach; auch in Gland habe ich mich jeden Abend vor das Bett gekniet und gebetet. Und hier tue ich es weiterhin. Aber meine Gebete haben sich verändert. Meistens flehe ich Gott an, er möge mich doch wieder nach Gland bringen. Einmal, als der Bauer das hört, kommt er mit raschem Schritt ins Zimmer und haut mir mit der flachen Hand auf den Hinterkopf. Ich kippe nach vorne, alles dreht sich, trotzdem höre ich ihn spöttisch sagen: »Gott hilft Lumpenpack wie dir nicht!«

Trotzdem lasse ich von meinen Gebeten nicht ab, lasse mich nicht beirren, aber ich frage mich, wo denn Gott ist, wenn die Bauersleute uns beschimpfen und schlagen?

»Mach es leise«, bittet mich Adrian. »Sie müssen es doch nicht mitbekommen, wenn du unbedingt beten willst.«

Aber das will mir nicht in den Kopf. Gott ist doch unser Schöpfer, ich darf doch mit ihm sprechen, zu ihm beten, daran ist doch nichts Schlechtes!

Auch an diesem Abend knie ich mich vor das Bett. »Lieber Gott, ich danke dir für den schönen Filzmantel mit den roten Knöpfen.«

Ich bin voller Glück und sehr froh über die schöne Kleidung, die ich nun tragen darf. Doch der Bauer hat meine Worte gehört. Es muss sie falsch verstanden haben, denn er kommt ins Zimmer, zieht mich an den Haaren hoch und legt mich übers Knie.

»Gott dankst du, du Hurenkind? Froh kannst du sein, dass du nicht in der Gosse erfrierst und verhungerst.« Seine Hand klatscht wieder und wieder auf meine nackte Haut. »Du undankbarer Tschingg von einer Hure!«, ruft er und schlägt wieder zu. Ich beiße die Zähne zusammen, kneife die Augen zu, spüre die Tränen hinter den Lidern. Gleich, wenn er weg ist, dürfen sie fließen, aber nicht jetzt, nicht, solange er noch da ist.

Schon vor einer Weile habe ich bemerkt, dass es den beiden gefällt, wenn ich weine und heule. Je lauter ich schluchze, desto kräftiger schlagen sie zu. Und je mehr ich weine, desto länger dauert die Tortur. Jeder Schlag brennt. Meine Haut fühlt sich an, als würde sie aufplatzen, aber ich reiße mich zusammen, so gut es geht, unterdrücke jeden Ton der Wehklage, des Leids und Schmerzes. Und tatsächlich, je weniger ich jammere und weine, desto weniger schlagen sie.

Trotzdem tut es weh, und die Schläge haben Folgen. Manchmal kann ich tagelang nicht richtig sitzen, es ist eine Qual. Mehr als einen Milchzahn verliere ich in den Wochen bis zum neuen Jahr.

Meine Angst, vor allem vor ihm, wird immer größer. Ich fange schon an zu zittern, wenn er nur die Stimme hebt.

Und nun brüllt er wieder: »Brauchst nicht beten, dir hilft eh keiner, du Dreckstück. Deine Mutter quält ihre Kinder, willst du dahin zurück? Sag es nur. Wir brauchen dich hier nicht. Deine Mutter würde dich packen und dir die Haut abziehen. Also, überleg dir gut, was du betest.«

Er lässt mich fallen wie einen Sack getrockneter Bohnen. Hart schlage ich auf dem Boden auf.

»Kann ich nicht zurück nach Gland, in den Weinberg? Bitte?«, flehe ich die beiden an, doch sie lachen nur verächtlich und böse.

Ich krieche in mein Bett, ziehe die Decke über mich. Beten werde ich nicht mehr, es bringt mir nur Ärger und Schläge.

Und ich bete tatsächlich nicht mehr. Dabei hätte es Adrian so gut gebrauchen können, denn er beschützt mich immer wieder.

Ich bin frech, bin aufbrausend, bin unleidlich und sprunghaft – das sagen mir die Bauersleute oft genug, sodass ich es irgendwann glaube. Ich will gar nicht frech sein, aber das eine oder andere Wort rutscht mir doch heraus. Und so manches Mal nimmt Adrian mich in Schutz. Auch manches Missgeschick, das mir passiert, nimmt er auf seine Kappe und kassiert dann die Ohrfeige, die für mich bestimmt ist. Ich flitze, so schnell ich kann, unter mein Bett, weil ich mich vor weiteren Schlägen fürchte. Und ich schäme mich, dass Adrian meine Strafe aushalten muss, aber ich bin zu feige, um einzugestehen, dass es mein Fehler gewesen war.

Die Schläge tun weh, mein Mund ist eine einzige Wundhöhle mit ausgeschlagenen Zähnen, auch wenn es nur Milchzähne waren und die neuen noch nachwachsen werden. Mein Hintern leuchtet in Rot, Blau, Gelb und Grün, so wie die Herbstblätter im Weinberg. An meinen Armen habe ich lauter blaue Flecken vom harten Griff der Bauersleute, wenn sie mich hierhin oder dahin ziehen oder schleudern. An meinem Kopf ist eine Platzwunde mit dickem Schorf, den ich unter meiner Mütze verstecke.

Ich schäme mich für die Schandmale, zeigen sie doch, wie schlecht und ungehorsam ich bin.

Und ich bin Adrian dankbar, der wie ein Bruder zu mir ist. Acht Jahre ist er älter als ich, doch für mich ist er die Welt. Er weiß so viel, kann so viel, ich vergöttere ihn. An unseren freien Sonntagnachmittagen gehen wir manchmal ins Dorf, heimlich, es ist uns nicht erlaubt, aber Adrian setzt eine fröhliche Miene auf, nimmt meine Hand und pfeift ein lustiges Liedchen.

»Wir gehen zum Gasthof Sternen«, sagt er.

»Wohin? Wo ist das?«, frage ich verblüfft.

»Im Dorf.«

»Das dürfen wir nicht ...«

Er lacht rau. »Wir dürfen nichts, du kleines Huhn. Aber es muss ja keiner erfahren, oder?« Er legt seinen Zeigefinger an die Lippen, zieht die Augenbrauen hoch. »Pssst.«

Das Zeichen kenne ich inzwischen gut. Ich nicke eifrig, folge ihm. Es ist wie ein Abenteuer, ein Ausflug in eine andere Welt.

Das Dorf ist fremd für mich, es liegt auf der anderen Seite der Aare. In den seltenen freien Minuten, wenn es nichts zu schrubben oder aufzuräumen gibt, wenn die Bäuerin keine Zeit hat, um mit mir zu nähen oder zu stricken, spiele ich auf dem Hof. Allein. Mir fehlen die Freundinnen und Spielkameradinnen vom Weinberg, aber allein hüpfen und springen dürfen ist besser als gar nichts. Ich stelle mir einfach vor, Maria, Joëlle und Annabelle wären da, und wir würden Fangen spielen oder Pferde reiten oder irgendetwas anderes. Es macht mich froh.

Manchmal kommt Adrian dazu. Mit Strohhalmen legen wir Vierecke auf den Hof, werfen einen Stein in eins der Vierecke und hüpfen auf einem Bein bis zu dem Stein. Aus den Schnüren der Strohbälle zwirbeln wir uns Springseile.

Andere Kinder kenne ich hier nicht, und ins Dorf darf ich nur selten und nur an der festen Hand der Bäuerin.

Doch der acht Jahre ältere Adrian kennt sich hier aus, schließlich lebt er schon seit drei Jahren hier und besucht ja auch die Schule. Zielstrebig geht er zum Gasthof »Sternen«. Offensichtlich kennt ihn die Tante des Gastwirts.

»Das ist die Kleine?«, sagt sie und schlägt die Hände vor den Mund. »Was für ein herziges Kind. Und sie muss mit dir auf dem Hof arbeiten?«

Adrian senkt den Kopf und nickt. Ich sehe ein leichtes Grinsen in seinen Mundwinkeln. Was kommt denn nun, fragte ich mich.

Sie bittet uns herein. Warm ist es, richtig warm. Ich ziehe meinen neuen Mantel aus, bin froh, dass ich auch den schönen neuen Pullover an habe. Es duftet ganz köstlich, solche Düfte habe ich noch nie gerochen. Süß und herzhaft und säuerlich – von allem etwas und gleichzeitig so gut.

Wir dürfen uns setzen, und bald darauf steht vor jedem von uns ein Teller mit Eiscreme und Meringue. Es ist wie ein köstlicher Traum, ich kann es gar nicht fassen. Ich schlinge die Süßigkeit in mich hinein, bekomme sogar noch einen Nachschlag.

»Nicht zu viel«, ermahnt mich Adrian, »sonst wird dir schlecht, und sie wird wissen wollen, wieso.«

Ich verstehe und nicke.

Am Sonntag darauf, als wir wieder frei haben, sehe ich Adrian sehnsüchtig an. »Gehen wir ins Dorf?«, frage ich.

Er schüttelt den Kopf. »Das würde auffallen. Heute nicht. Heute gehen wir zur Aare.«

Der Fluss ist reißend, friert im Winter nicht zu. Ich werfe einen Stein hinein, dann noch einen, seufze und schaue zum anderen Ufer. Wir brauchen nicht miteinander zu reden, jeder weiß, was der andere fühlt.

»Nein, Lisa«, bricht Adrian die Stille. »Denk nicht einmal daran. Nicht jetzt, nicht im Winter. Es ist viel zu kalt. Im Mai oder Juni ist ein guter Zeitpunkt, um fortzulaufen.«

Er hat meine Gedanken gelesen, und er teilt sie. Wir fassen uns an den Händen, drücken sie im stillen Einvernehmen.

Zwei Wochen später, inzwischen ist es Anfang Dezember, gehen wir wieder ins Dorf zum Gasthof. Und abermals werden wir herzlich aufgenommen. Wir bekommen Bratkartoffeln und etwas Raclette. Ich reibe mir zufrieden und satt den Bauch. So froh war ich schon lange nicht mehr.

»Hat's geschmeckt?«, fragt die Tante des Gastwirts.

»Ich hab so etwas noch nie gegessen«, schwärme ich.

»Ihr seid beide eh so dünn. Bekommt ihr genug zu essen?«, fragt sie.

»Nein ...«, will ich sagen, aber Adrian haut mich in die Seite.

»Uns geht es gut«, sagt er, aber seine Stimme ist gepresst.

Verwundert sehe ich ihn an, aber er schüttelt nur kaum sichtbar den Kopf. Doch es ist zu spät. Der Gastwirt begleitet uns nach Hause, stellt den Bauern zur Rede. Die beiden streiten sich, ich weiß nicht, worum es geht, verstehe es nicht. Adrian spannt alle Muskeln an, seine Kieferknochen knirschen hörbar.

Als der Gastwirt weg ist, werden wir beide vertrimmt. »Wehe, ihr geht noch einmal ins Dorf!«, wird uns buchstäblich eingebläut: mit sichtbaren Zeichen auf unserer Haut.

In den nächsten Wochen bin ich ohnehin froh, wenn ich im Haus bleiben kann, denn es ist bitterkalt geworden, und der Wind pfeift um den Hof. Oft sitze ich mit der Bäuerin am Kamin. Ich darf einen weinroten Winterschal stricken, farblich passend zu meinem Mantel, und arbeite begeistert daran, auch wenn ich immer wieder viel Hilfe brauche. Sie sitzt, die Arme um mich gelegt, und hilft mir. Eine Haarsträhne hat sich aus ihrem Dutt am Hinterkopf gelöst und streicht über meine Wange. Ich spüre die von Wind und Wetter aufgeraute Haut ihres Gesichts an meinem. Das sind die Momente, in denen ich mich geborgen fühle und mir wünsche, dass die Zeit stehenbleibt.

Manchmal stopft sie auch Strümpfe. Dafür hat sie eine Holzkugel, die sie in den kaputten Strumpf steckt, um die Maschen fassen und flicken zu können.

Dann liege ich oben auf dem Kachelofen, döse und schaue ihr zu, wie sie die Socken stopft. Die Holzkugel erinnert mich an die Bocciakugeln auf dem Weingut. Heimlich hole ich sie am nächsten Tag aus dem Flickkorb, forme aus dem Zeitungspapier, das neben dem Ofen liegt und zum Anzünden dienen soll, eine Art Ball. Wieder und wieder werfe ich die Kugel, und wenn ich die Zeitungskugel erreiche, strecke ich die Arme nach oben und